

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 22 (1942-1943)
Heft: 4-5

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher Rundschau

Die unbekannte Armee.

Nikolaus Basseches: „Die unbekannte Armee.“ Europa-Verlag, Zürich/New York 1942.

Um das Wertvolle an der vorliegenden Schrift vorauszunehmen: Sie gewährt einen guten Einblick in die Methoden, mit welchen die Sowjetunion Wirtschaft und Volk auf den einzigen Zweck der Kriegsführung ausgerichtet hat. Damit bestätigt sie, wohl unabsichtlich, die Aussagen deutscher Politiker und Soldaten. Unbändige Energie, Rücksichtslosigkeit dem Einzelschicksal gegenüber und Ausdauer sind ihre Kennzeichen. Aber auch die materialistische Geisteseinstellung allen und allem gegenüber ist gut getroffen. Wo auf aller Welt hält man es sonst für richtig, Generäle zum Studium zu zwingen, im Glauben, damit ihre Fähigkeiten zu entwickeln?

Im übrigen trägt das Buch alle Merkmale einer sehr geschickt geschriebenen Propagandaschrift. Früher Dagewesenes kommt schlecht weg. Der unvoreingenommene Leser wird sich wundern, wie es einer so schlechten Armee wie derjenigen des letzten Zaren gelingen konnte, die Feldzüge in Galizien 1914, Polen, Oktober 1914, oder die Brussilow-Diffensive erfolgreich durchzuführen, dieweil das viel bessere Sowjetheer bisher keine einzige groß angelegte Angriffsoperation zu gewinnen im Stande war. — Und da legen wir den Finger an die Wunde: Der Wert eines Heeres liegt vor allem in der geistigen Haltung und der Tradition seines Offizierskorps. Die Sowjetrußen (und andere!) glauben, das Heer sei einer gutgeölten Maschine, besten Falles einer Fabrikanlage zu vergleichen. Der Offizier ist in ihren Augen in erster Linie „militärischer Techniker“. Eine derartige Auffassung kann bei bester Rüstung nicht zum Siege führen. Denn die Schlacht wird nicht durch die Technik, sondern durch den Persönlichkeitswert und die moralische Kraft desjenigen, der sich der Technik bedient, gewonnen. Friedrich der Große, Foch u. a., die den Vorzug hatten, einige Feldzüge gewonnen zu haben, waren wenigstens auch dieser Ansicht.

G. Z ü b l i n.

Die Macht und ihre Schranken.

Die Macht und ihre Schranken, von Prof. Dr. Willi Reff. Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen 1941.

Wohl jeder, der sich mit der gegenwärtigen geschichtlichen Entwicklung befaßt, macht sich, so gut er es eben kann, seine Gedanken über das Machtproblem. Reff, der Lehrer der Philosophie an der Handelshochschule St. Gallen, hat mit dieser Schrift ein kleines Werk geschaffen, das viel zum bessern Verständnis des politischen Geschehens beiträgt. Er untersucht das Machtproblem vor allem vom philosophischen und psychologischen Standpunkt aus, wobei er aber seine Abhandlung nicht auf die gegenwärtigen weltpolitischen Vorgänge einstellt, sondern alle außerordentlichen Beispiele der Vergangenheit entnimmt. Mit dieser taktvollen, klugen Meisterung des Stoffes gelang es dem Verfasser, ohne den Anschein äußerer Aktualität, eine zeitgemäße Abhandlung zu veröffentlichen.

„Macht ist die Fähigkeit eines Wesens, auf andere Wesen bestimmend einzuwirken.“ Mit dieser schlichten, treffenden Begriffsbeschreibung beginnt das erste Kapitel über die allgemeinen Grundlagen, in dem auf die verschiedenen Gegenfälligkeiten und Widersprüche, die der Machtbegriff in sich birgt, hingewiesen wird. In den folgenden Kapiteln werden die Widersprüche näher behandelt, nämlich Grundlosigkeit und Grundsatztreue (Anpassungsfähigkeit und Planmäßigkeit), Machtentfaltung und Hemmung (Machtsubjekt und objektiver Widerstand) sowie Machtgenuß und Machtmoral (Egoismus und Altruismus). Alle nur erdenklichen Beweggründe, die zum Machtstreben führen, werden erörtert. Besonders anschaulich

sind die mit vielen geschichtlichen Beispielen versehenen Abhandlungen über geistige und seelische Beziehungen zwischen Machtsubjekt und Machtobjekt, also zwischen Machthaber und Untergebenen. Sieht man näher zu, wie es bei den einzelnen Machthabern, seien es nun Lehrer, niedrige Beamte, Politiker, Wirtschaftsführer, militärische Vorgesetzte oder Staatsmänner, um die Beweggründe der Herrschsucht und um die Machtmoral steht, tritt da und dort eine Ernüchterung ein. Es ist offenbar ein Hauptzweck der Schrift, den Menschen, insbesondere den Staatsbürgern die Augen zu öffnen, damit sie besser in der Lage sind, die eigenen Machtbeziehungen als Machtsubjekt wie auch als Machtobjekt zu beurteilen.

Im letzten Kapitel setzt sich Ref mit den Problemen Macht und Recht, Volkssouveränität, Freiheit und Gleichheit auseinander, wobei er in prächtiger Weise die schweizerische Staatsauffassung darlegt und die Freiheitsrechte der Schweizerbürger und die damit verbundenen Pflichten vor Augen führt. Der Verfasser kommt zum Schluß, daß die schweizerische Staatsauffassung und Staatsgebarung nicht bloß graduell, sondern prinzipiell von den Diktaturen verschieden ist.

Das Buch ist keineswegs eine einseitige Beschönigung der Demokratie und der Volkssouveränität, sondern macht auch eindringlich auf die Gefahren von Machtanhäufung und Machtmißbrauch in einem demokratischen Staatswesen aufmerksam. Gerade aus diesem Grunde wäre es von Gutem, wenn das Buch bei der nächsten eidgenössischen Volksabstimmung jedem stimmbfähigen Bürger zusammen mit der Abstimmungsvorlage überreicht werden könnte, damit er sich wieder einmal auf seine Rechte und Pflichten besinne und damit er weder die Macht mißbrauche noch auf plumpen Machtmißbrauch hereinfalle.

Sam Streiff.

Amerika.

Oskar Edstein: Die andere Seite. Ein Buch vom mißverstandenen Amerika. Verlag A. Franke AG., Bern 1941.

Der vorliegende schlanke Band (von 170 Seiten) ist eine sehr lesenswerte Studie zum Problem Amerika. Das Buch ist von einem Kenner Amerikas geschrieben und bespricht die Frage, was denn eigentlich Amerika ist, was dessen Wesensmerkmale sind, wie sich Amerika von Europa unterscheidet.

Diese Frage wird nicht abstrakt behandelt und das Resultat nicht in vielen Thesen wörtlich niedergelegt; vielmehr beginnt der Verfasser mit der Beschreibung seines eigenen Schicksals als Amerikawanderer. Vierundzwanzigjährig kam er als junger Chemiker von der Schweiz nach den U. S. A.; er versuchte erst als Hochschuldozent in Boston und Chicago sein Glück, war dann als wissenschaftlicher Goldsucher im Westen tätig, erlebte infolge der Finanzkrise von 1907 einen echten amerikanischen Zusammenbruch, der ihn einige Zeit zum Landarbeiter werden ließ, und betrieb schließlich eine Farm in New Jersey. Die Schilderung der konkreten Erfahrungen des Einwanderers, die den ersten Teil des Buches bilden, ist die geeignetste Einführung zum zweiten Teil, dem Hauptkapitel des Buches, das unter der Überschrift „Americana“ versucht, „wesentliche Phasen amerikanischen Lebens festzuhalten“. Der Verfasser bespricht das Problem der Landflucht, des raschen Aufblühens und Niedergangs von Städten; er äußert sich zur Indianerfrage, zu Natur und Auto, Klame und Kunst, Erziehungsfragen, zum Gangstertum und zum amerikanischen Lebensstil. Der dritte Teil bringt eine Analyse der „populärsten unter den europäischen Amerikabüchern aus vier Generationen“ und bezweckt die Aufhellung der Gründe für das europäische Mißverstehen Amerikas, womit am Schlusse ein Hinweis darauf verbunden ist, wie die Amerikaner selbst in Film und Buch ihr eigenes Land darstellen.

Es sei zum vornherein gesagt, daß der Verfasser nicht in den Fehler verfällt, den er manchen Kritikern Amerikas zum Vorwurf macht: ein überheblich gönnerhaft-belehrender Ton liegt dem Büchlein fern. Der Verfasser hat auch nicht eine „Theorie“ über Amerika. Als Mann der Praxis und Welterfahrung legt er uns keine Lehre über Amerika vor, sondern weist nur immer wieder auf typische „Americana“ hin. Dabei verwirft er nicht in Bausch und Bogen voreingenommene

Urteile, sondern analysiert sie und zeigt uns, was daran Verzerrung ist. Das Buch wird den Unvoreingenommenen überzeugen, weil der Verfasser nicht etwa versucht, die Mängel im amerikanischen Charakter und die großen Fehlleistungen der U. S. A. zu verschweigen. Damit hat er die Klippe glücklich umfahren, an der ein Buch dieser Art sehr wohl scheitern kann.

Fassen wir kurz zusammen, auf was der Verfasser in der Beurteilung der U. S. A. das Hauptgewicht zu legen wünscht. Er bestreitet, daß das „Technische“ an und für sich das Hauptmerkmal Amerikas sei. Die technische Hochentwicklung werde zu Unrecht als etwas wesentlich Amerikanisches hingestellt, wie dies z. B. Arnold Bennett und Duhamel in ihren Büchern über Amerika tun. Die Hauptunterschiede zum Europäer sieht der Verfasser im amerikanischen Temperament, in den amerikanischen Gefühlswerten und in der andersartigen Umwelt. In Amerika ist ein anderer Typ Mensch entstanden, und wer einwandert und bleibt, wird in kurzer Zeit amerikanisiert. Die verschiedenen Einwanderergruppen „haben sich alle im Schmelztopf der Vereinigten Staaten zu einer Masse legiert, die, wenn auch nicht im Äußeren, so doch im Wesen und in ihren Ansichten homogener ist als die Bevölkerung der meisten europäischen Staatengebilde. Die Puritaner, ein paar tausend frühe Einwanderer, drücken noch heute, nachdem Jahrhunderte verfloßen sind, all den Millionen und aber Millionen Menschen anderer Herkunft und anderer Denkart, die ins Land strömten, den Stempel ihres Wesens auf.“

Der Verfasser glaubt, daß das amerikanische Leben beherrscht wird von der Ungebrochenheit in der Tiefe schlummernder Kräfte. Er legt den Finger auf die Freude an der Gefahr, die sich im amerikanischen Sportbetrieb zeigt und diesem ein ganz anderes Gepräge gegeben hat als es dem europäischen eigen ist. Er unterstreicht den Hang zu tumultarischer Ausgelassenheit. Die Gefühlsausbrüche nehmen oft orgiastische Formen an. Er weist auf die in Studentenkreisen gepflegten Mannbarkeitsitten hin, die an indianische Tradition erinnern. Ein Ausdruck dieser Wildheit ist auch das Gangstertum, das zur eigentlichen Landesgefahr werden kann. Dem gegenüber stehen die „generösen Impulse“ zur Weltverbesserung, die „gelegentlich zu Maßnahmen führen, die an ihrer praktischen Undurchführbarkeit scheitern müssen“. Mit Recht unterstreicht der Verfasser „die befreiende Fähigkeit, sich selber zu verspotten. Die Neigung zur self-depreciation, zu einer manchmal geradezu masochistisch anmutenden Bescheidenheit“... führt unter Umständen zu einer „Überbetonung der negativen Seiten heimatischen Lebens und erschwert damit dem fremden Leser die gerechte Beurteilung des Landes“. (Siehe die Romane Sinclairs, Steinbeds.) „Hinter dieser unverkennbaren Vorliebe zur Schilderung von Mißständen liegt ein puritanisches Erbe: der unersättliche amerikanische Hang zum Reformieren, zum Besser- und Glücklichermachen des Mitmenschen.“

Neben dem Mais, der Kartoffel und dem Tabak sieht der Verfasser in dem harmlosen amerikanischen Humor, wie ihn etwa im Film ein Charlie Chaplin oder ein Walt Disney darstellen, das wertvollste Geschenk der Neuen an die Alte Welt.

In der Verteidigung Amerikas gegen die Hiebe von Duhamels Satire „Scènes de la vie future“ gibt der Verfasser seinem Glauben an die Zukunft Amerikas folgenden Ausdruck: „Der unverdorrene amerikanische Mensch mit seinem Talent zur Freundschaft, zur Ehrlichkeit, mit seiner Freude an der Arbeit und der in Europa wohl nirgends in gleichem Maßstabe gefundenen Freiheit von Servilität ist es, der Amerika seinen Stempel viel stärker ausdrückt als die Zufälligkeiten einer technischen Überkultur.“ — Amerika ist „in Wirklichkeit ein lebendigeres, chaotischeres Europa, in welchem die Kräfte zur Neubildung organischen Lebens noch reger sind und alljährlich wieder zu neuen Überraschungen und Entwicklungen führen“.

Cassins Buch, obwohl anscheinend vor dem Kriege niedergeschrieben, kann im Zeitalter des „Krieges der Kontinente“ als eine sehr zeitgemäße Lektüre empfohlen werden. Es wird auch von denen als ein kluges und anregendes Buch geschätzt werden, die sich das Phänomen Amerika etwas anders zurechtlegen.

Mar Silber schmidt.

In memoriam **Fritz Fleiner.**

Fritz Fleiner: Ausgewählte Schriften und Reden. Polygraph. Verlag, Zürich 1941.

Frau Fanny Fleiner veröffentlicht in einem starken im Polygraphischen Verlag erschienenen Bande „Ausgewählte Schriften und Reden“ ihres am 26. Oktober 1937 verstorbenen Gatten, des unvergeßlichen Professors für öffentliches Recht und Kirchenrecht Fritz Fleiner. Der reichhaltige Inhalt kann in einer kurzen Anzeige nur sehr summarisch und stichwortmäßig skizziert werden, wobei auch Wesentlichstes übergangen werden muß. Das Buch beginnt mit der Antrittsrede, die Fleiner als Privatdozent der Universität Zürich 1892 „Über die Ehescheidung Napoleons I.“ gehalten hat. Er gelangte dabei zu dem Ergebnis, daß die zivile Scheidung in einer mit dem Rechte im Einklang stehenden Weise erfolgt sei, während die kirchlichen Urteile beider Instanzen auf falscher Begründung beruhten. — In der Abhandlung „Aargauische Kirchenpolitik in der Restaurationszeit“ von 1896 wird u. a. der Gegensatz zwischen der päpstlichen Curie und dem Generalvikar des Bistums Konstanz, dem liberalen Freiherrn von Wessenberg, geschildert. — Beim Antritt der Basler Professur sprach Fleiner über „Die Gründung des schweizerischen Bundesstaates im Jahre 1848“. Er beantwortet die sehr bestrittene Frage nach dem juristischen Wesen dieses Staatsaktes, zu der auch Burckhardt und neuerdings Giacometti in seinem „Staatsrecht der schweizerischen Kantone“ Stellung nahmen, dahin, daß der rechtlich entscheidende Vorgang darin bestand, daß die Gesandten von 16½ Ständen im Namen ihrer Kantone am 12. September 1848 die Bundesverfassung als angenommen erklärten und daß dann auch die nicht zustimmenden Kantone durch Ernennung ihrer Abgeordneten zum National- und Ständerat die neue Verfassung anerkannten. — Die 1901 veröffentlichte Abhandlung über „Die Entwicklung der Parität in der Schweiz“ bringt zahlreiche Einzelheiten über konfessionell getrennte staatliche Einrichtungen noch im 19. Jahrhundert. „Bis in das Militärwesen hinein reichte die Sonderung; der Auszug des Kantons Glarus setzte sich zusammen aus den Kompagnien, die jede Konfession unter ihren eigenen Offizieren ausgebildet hatte; die Kosten gemeinsamer Auszüge trug die Landeskasse, das übrige lag den konfessionellen Behörden ob: von der Aufstellung der Kriegsordnung herab bis zur Errichtung der konfessionellen Zeughäuser und des evangelischen Pulverturms in Schwanden“. „Noch 1790 schärfte die reformierte Landsgemeinde ihren Angehörigen ein, keine Briefe und Pakete dem katholischen Boten zu geben“. — Die Rektoratsrede von Fleiner behandelt 1901 „Die Entwicklung des katholischen Kirchenrechts im 19. Jahrhundert“. Sie stellt fest, daß das Papsttum zur Zeit der Restauration die nationalen kirchlichen Organisationen überwand und auf diese Weise den alten universellen Begriff der katholischen Weltkirche zu neuer Entfaltung brachte, wobei das Konkordat Pius' VII. mit dem ersten Konsul Frankreichs für die ganze weitere Entwicklung von größter Bedeutung geworden sei: „Mit der Aufstellung des Universaliepiskopates und der Infallibilität des römischen Papstes vollzog die Kirche die rechtliche Umwandlung in die schärfste Form der absoluten geistlichen Monarchie“. „Der letzte Notbehelf (in der Durchsetzung des Anspruches auf den Vorrang ihrer Gesetzgebung vor der staatlichen) zu dem der Heilige Stuhl im Hinblick auf die ungünstigen Zeitverhältnisse (temporum ratione habita) getroffen hat, liegt in der Praxis des Dissimulierens“. Die damalige Annahme Fleinners, der Plan einer neuen Kodifikation aller Vorschriften des päpstlichen Rechtes müßte scheitern, hat sich später als unzutreffend erwiesen. — Ein 1915 in der Gehestiftung zu Dresden gehaltener Vortrag über „Die Staatsauffassung der Franzosen“ betont namentlich die überragende Bedeutung der Verwaltungsrechtspflege (contentieux administratif), in der das oberste Verwaltungsgericht weniger auf die anwendbaren Rechtsätze und die Gesetzesmaterialien als auf das beherrschende Prinzip abstelle. „Darin zeigt sich der viel gerühmte bon sens, nicht in den Motiven des Urteils, die manchmal juristisch etwas schlottern“. Die Unerschütterlichkeit der Verwaltungsorganisation und der Verwaltungstätigkeit erkläre, warum keine Revolution den Staat bis in seine letzten Tiefen aufgewühlt habe. Jede der zahlreichen Revolutionen habe lediglich auf eine Abänderung der „Regierungsform“ abgezielt. „Ein Wechsel der Staatsform zieht im nationalen Leben Frankreichs weniger große Kreise als in einem andern Staat. Dies hat

der tiefste politische Denker Frankreichs im 19. Jahrhundert, Tocqueville, als eine der Ursachen bezeichnet, warum es keine andere Nation gibt, die weniger Anhänglichkeit an die Personen besitzt, von denen sie gerade regiert wird, als die französische. „Die Gleichheit der Franzosen vor dem Gesetz steht nicht bloß auf dem Papier, sie ist auch in die Sitten eingedrungen, die französische Gesellschaft ist eine demokratische“. Als Abel bezeichnet Fleiner den „favoritisme“, die Einmischung der Parlamentarier bei der Besetzung der Verwaltungs- und Gerichtsstellen. — In der 1916 erschienenen Festgabe für Otto Mayer, den Begründer der Wissenschaft des deutschen Verwaltungsrechtes, äußert sich Fleiner in überaus interessanter Weise über **„Beamtenstaat und Volksstaat“**, der erstere hervorgegangen aus dem landesfürstlichen Staat des 17. und 18. Jahrhunderts, der letztere verwurzelt in der alten germanischen Landsgemeindeverfassung, der Verfassung der Stadtaristokratien und den Ideen Rousseaus. Jener finde seinen vornehmsten Ausdruck in der besondern Treu- und Gehorsamspflicht, der Subordination gegenüber den amtlichen Vorgesetzten, gesichert durch die grundsätzliche Lebenslänglichkeit der Anstellung und in der standesgemäßen Alimentierung des Beamten durch Gehalt und Ruhegehalt. „Im Reich und in den Einzelstaaten ist das Beamtentum eine geschlossene, von der Spitze aus geleitete Organisation, ein weltlicher Klerus der Regierenden gegenüber den Regierten geworden“. Mit dem deutschen Beamtentum vergleicht der Verfasser die Beamten in Frankreich, der Schweiz, England und den Vereinigten Staaten, worauf hier leider nicht näher eingegangen werden kann. Der Verfasser verkennet nicht, daß der Beamte des Volksstaates die natürlichen Tugenden des Berufsbeamten, Planmäßigkeit, methodisches Vorgehen, Sachkenntnis und Beherrschung der Verwaltungstechnik, sich erst im Amte unter Überwindung von mancherlei Reibungen und ungünstigen Einflüssen von außen aneignen muß und dabei häufig nicht über ein mittleres Maß der Fertigkeit hinausgelangt; dafür bleibe er jedoch durchschnittlich in engerer Berührung mit dem Leben als der Angehörige eines abgeschlossenen Berufsbeamtenstandes. „Der Staat aber sichert sich durch die Möglichkeit, den einfachen Bürger heranzuziehen, eine ununterbrochene Zufuhr frischer Kraft, ein Gegengewicht gegen bürokratische Verknöcherung“. Der Verfasser untersucht dann das verschiedene Verhalten des Beamtenstaates und des Volksstaates zum Rechtsschutz in Verwaltungssachen und zur Ausbildung des Verwaltungsrechtes, indem er — wie auch in mehreren folgenden Abhandlungen — rügt, daß in der Schweiz der bundesgerichtliche Schutz nur gegen Verletzung von Verfassungsbestimmungen durch kantonale Erlasse gegeben ist. — In seiner akademischen Antrittsrede in Zürich vom Jahre 1916 über **„Entstehung und Wandlung moderner Staatstheorien in der Schweiz“** befaßt sich Fleiner u. a. mit der Bedeutung der Schweizer Rousseau, Benjamin Constant und Carl Ludwig von Haller für das moderne Staatsrecht und mit dem Zusammenhang des Gleichheitsartikels unserer Verfassung und der politischen und religiösen Freiheit (Vinet) mit dem *contrat social*. „Was Genf, die Vaterstadt Rousseaus, die geistige Heimat Calvins für die Ausbildung des modernen Staates geleistet hat, das gereicht ihm zu unvergänglichem Ruhm“. — In einer 1917 veröffentlichten Abhandlung über **„Politik als Wissenschaft“** führt Fleiner aus, die Politik sei eine Kunst, keine Wissenschaft... Wenn man von einer wissenschaftlichen Politik spreche, so müsse man vor allem zwei große Forscher und Künstler nennen, Leopold von Ranke und Alexis de Tocqueville. Er erörtert dann die wichtige Bedeutung des Referendums und der Verfassungsinitiative in der Schweiz. Das erstere habe sich aus einem Kampfmittel des Radikalismus in eine organische konservative Staatseinrichtung umgewandelt... „Zu einer besonderen Höhe vermag sich die Politik als Wissenschaft zu erheben, wenn es ihr gelingt, den letzten Gründen für Aufstieg und Niedergang einer Nation nachzugehen. Hier springen die Vorzüge einer Verbindung von Geschichte und Jurisprudenz unmittelbar in die Augen“... „Die echte Wissenschaft gelangt aus dem Reichtum des Stoffes heraus zur Vereinfachung, der Dilettantismus verallgemeinert aus Dürftigkeit“. „Kein Whig und kein Tory, sondern der unbekannte Verfasser der Juniusbriefe hat am Ende des 18. Jahrhunderts England vor der Revolution von oben gerettet; Junius war mächtiger als beide Häuser des Parlaments. Nicht Abraham Lincoln, sondern die Verfasserin von „Onkel Toms Hütte“, Harriet Beecher Stowe, hat, indem sie die öffentliche Meinung

der Vereinigten Staaten zur Siedehitze brachte, das Größte geleistet für die Aufhebung der Sklaverei. In den Kämpfen endlich zwischen der republikanischen und der monarchistisch-kerikalen Partei hat Emil Zola während der Dreyfus-Affäre durch seinen offenen Brief „J'accuse“ der politischen Krisis die der Republik günstige entscheidende Wendung gegeben“ . . . „Aber wie entfaltet die Politik als Wissenschaft ihre lebendige Wirkung am Lernenden, am einfachen Bürger? In einem ethischen Moment. Sie lehrt uns, daß die Hingabe an das Gemeinwesen, in dem die Wurzeln unserer Kraft ruhen, der politischen Tugenden größte ist“.

— Aus einem Vortrag vor der Neuen Helvetischen Gesellschaft im Jahre 1917 über **Zentralismus und Föderalismus in der Schweiz** hebe ich lediglich die Feststellung hervor, daß der eifrigste Förderer der Rechtseinheit im Bundesrat, Ruchonnet, das geistige Haupt der waadtländischen radikalen Föderalisten war und daß die Krisis des vergangenen Sommers (der Graben zwischen Deutsch und Welsch) mitverursacht worden sei durch die Rückständigkeit unserer Bundesinstitutionen. „Die große Steigerung der Verwaltungsgeschäfte hat zur Folge gehabt, daß der Bundesrat sehr viele Aufgaben einfach nicht mehr kollegial behandeln kann. Er ist genötigt, auf die Anträge der Departementsvorsteher abzustellen, und damit ist das Verfassungsprinzip in sein Gegenteil verkehrt worden. Die angestrebte Reform der Bundesverwaltung muß deshalb darauf abzielen, dem Bundesrat als Gesamtbehörde die kleineren laufenden Geschäfte abzunehmen und sie auf Amtsstellen unter dem Bundesrat zu übertragen, sodaß dieser eine reine Regierungsbehörde wird und Zeit und Muße gewinnt, die eigentlichen Regierungsgeschäfte wieder kollegial zu behandeln“. Fleiner verlangt dann eine Rechtskontrolle durch eine eidg. Verwaltungsgerichtsbarkeit. (Bekanntlich ist diese Institution seither eingeführt worden, allerdings mit einer beschränkteren Kompetenz-zuteilung als er sie in seinem Gesetzesentwurf vorjah.) Die Frage, ob die Kantone noch ein Recht auf Existenz haben, bejaht er mit Entschiedenheit unter Anrufung des bekannten Satzes von Jakob Burckhardt, der Kleinstaat sei vorhanden, damit ein Fleck auf der Erde sei, wo die größtmögliche Quote der Staatsangehörigen Bürger im vollen Sinne seien . . . „Darin liegt ja das Große der Demokratie, daß sie in jedem Bürger die Überzeugung ununterbrochen lebendig erhält, er besitze neben seiner individuellen Sphäre noch eine andere Seite, die dem Staate gehört“ . . . „Es kann kein Zweifel bestehen, daß nur darum die Volksgesetzgebung im Bunde so gut funktioniert, weil die Aktivbürgerschaft des Bundes zunächst in den kantonalen Kreisen politisch erzogen worden ist“. „Die Kantone besitzen einen zweiten gewichtigen Rechtstitel: Sie sind die eigentlichen Herdfeuer des geistigen Lebens der Schweiz“ . . . „Hinter Zentralismus und Föderalismus stehen die großen lebendigen Kräfte unseres öffentlichen Lebens: nationale Einheit, Demokratie und geistige Freiheit. Hüten wir diese Kräfte wie ein heiliges Feuer, dann werden wir uns in allen Lebenslagen aus voller Seele als Schweizer bekennen. — In dem 1918 veröffentlichten Vortrage über **Politische Selbsterziehung** wendet sich der Verfasser gegen die Flucht vor dem Staat, in der er den Ruin jeder politischen Gesinnung und Erziehung erblickt. Er erklärt die beste politische Schule sei zu allen Zeiten die praktische Mitarbeit in Gemeinde und Staat gewesen. — Erfreulicherweise ist in den Band auch die prachtvolle Rede aufgenommen worden, die Fleiner zum **Jubiläum der Bundesverfassung von 1874** am 18. Mai 1924 an der Delegiertenversammlung der freisinnig-demokratischen Partei der Schweiz gehalten hat. Er preist darin die organische Verknüpfung von Bund und Kantonen zu gemeinsamer staatlicher Arbeit als große Tat der Verfassungsrevision in Verbindung mit der Durchführung der liberalen Staatstheorie, der Verfassungsgerichtsbarkeit, der Gewährleistung des konfessionellen Friedens und dem Ausbau der Demokratie, nicht ohne wiederholt die in Art. 113 der Verfassung enthaltene Einschränkung zu beanstanden. „Unser ganzes Leben im Bunde ist aufgebaut auf den ethischen Kräften, von denen die Bundesverfassung von 1874 gespeist worden ist: aus der nationalen Einheit, der Freiheit und der Demokratie“.

— Vor der Vereinigung der reichsdeutschen Studierenden beider Hochschulen sprach Fleiner am 12. Dezember 1928 über **„Schweizerische und deutsche Staatsauffassung“** in Geschichte und Gegenwart. Aus dem reichen Gehalte dieser Rede seien nur drei Sätze hervorgehoben: „Die Schweiz ist das demokratischste, aber gleichzeitig das vom parlamentarischen System entfernteste Land von Europa“. „Dem

Leben des schweizerischen Politikers, der dauernd mit der Heimat, dem Kanton, verbunden bleibt, fehlt damit der dramatische Schwung, der nicht selten den Aufstieg des Führers in parlamentarisch regierten Staaten auszeichnet. Alles ist auf Nüchternheit gestimmt". . . „In der Schweiz hat die Verehrung der Rechtsgleichheit schließlich auch die Unterschiede im geistigen Leben der Gesellschaft zu nivellieren begonnen und zu dem nicht unbedenklichen Gange geführt, alle Dinge an einem mittleren Maße zu messen. Den Schutz für all das, was im Leben, in Kultur und Bildung über diese Mittellinie hinausragt, bieten auch hier die verfassungsmäßigen Freiheitsrechte". — In dem in der deutschen Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung 1929 in Berlin gehaltenen Vortrage über **„Unitarismus und Föderalismus in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten“** bedauert der Verfasser wiederholt das Fehlen des Rechtsschutzes gegen verfassungswidrige Eingriffe des Bundesgesetzgebers in den Bereich der kantonalen Kompetenzen. — In der Festrede zur 99. Stiftungsfeier der Universität Zürich vom 29. April 1932 sprach Fleiner mit souveräner Beherrschung des Themas über das neue Gesetzbuch der katholischen Kirche, dessen Vorschriften die Gläubigen nicht nur in ihrem äußeren Verhalten binden, sondern auch im Gewissen verpflichten, wobei die Lehre der Kirche den Beruf und die Pflicht zuspreche, das staatliche Recht auf seine Übereinstimmung mit ihren obersten Normen zu prüfen (um dann durch die schmiegsame Praxis des Dissimulierens unliebsamen Konflikten auszuweichen). „Der Ausgang des Weltkrieges und die neue politische Gestaltung Europas haben dem Papsttum eine Lage für die Entfaltung seines Rechts bereitet, wie sie in der an äußeren Glücksfällen so reichen Papstgeschichte kaum ein Seitenstück findet". — Die **Festrede an der Jahrhundertfeier der Universität Zürich** vom 29. April 1933 befaßt sich mit der Entwicklung der zürcherischen Hochschule und den Männern, denen sie ihr großes Ansehen verdankt. Darin, daß die Schweiz sieben Universitäten und eine technische Hochschule besitze, liege eine Stärke unseres öffentlichen Lebens. „Denn keine Staatsform bedarf der Erneuerung durch geistige Werte mehr als die Demokratie". — Eine 1933 veröffentlichte Abhandlung ist betitelt **Tradition, Dogma, Entwicklung als aufbauende Kräfte der schweizerischen Demokratie**. — Vor der Zürcher Handelskammer entwickelte Fleiner seine Auffassung über **Ziele und Wege einer eidgenössischen Verfassungsrevision**. Im Hinblick auf bestimmte verfassungswidrige dringliche Beschlüsse erklärt er, wir können nicht unsere demokratischen Bundeseinrichtungen preisen und gleichzeitig ihre wesentlichen Grundsätze mit einem Federstrich aus der Welt schaffen. Dem könne nur durch die Einführung einer eidgenössischen Verfassungsgerichtsbarkeit und die nähere Umschreibung der Notstandskompetenzen des Bundes in der Verfassung begegnet werden. Die Einführung der berufsständigen Vertretung und deren Ausbau zum Korporationenstaat lehnt er ab. Er verlangt die Heranziehung der jungen Aktivbürger zur Betätigung im öffentlichen Leben und eine Verbesserung des Proportionalwahlverfahrens. In der Heraushebung der Legislaturperiode auf vier Jahre erblickt er einen ganz besonders schweren Fehler. Verbesserungen der Verfassung sollen durch Partialrevisionen angestrebt werden. — Ein 1936 veröffentlichter Aufsatz über **Armee und Demokratie** schließt zusammenfassend mit der Feststellung, in unserem Volksheer lebe der Geist unseres Volksstaates.

Sehr lesenswerte Nekrologe, in denen der Verfasser die reichen Mittel seiner Darstellungsgabe zeigt, sind dem Zürcher Staatsrechtslehrer Gustav Vogt, dem Basler Carl Christoph Burckhardt, dem Altmeister der deutschen Rechtsgeschichte Andreas Häusler, dem in der Zeit Wilhelms II. führenden Staatsrechtler Paul Laband, dem Verwaltungsjuristen Otto Mayer, dem Baltin Andreas von Tuhr, dem letzten Rektor der Universität Straßburg, der als Professor in Zürich das wichtige Buch über den allgemeinen Teil des schweizerischen Obligationenrechtes schrieb und dessen Vertretung als Dozent privatrechtlicher Vorlesungen während seiner Krankheit Fleiner übernommen hatte — eine erstaunliche Leistung —, sowie dem Luzerner Politiker und Rechtshistoriker Philipp Anton von Segeffer und dem Verfasser der berühmten römischen Geschichte Theodor Mommsen gewidmet. — Das Buch schließt ab mit früher nicht veröffentlichten Vorträgen, Reden und Ansprachen. (Kardinal Consalvi, Deutschlands Verfassungswandlungen, Reden zur Einweihung des Spitteler Denkmals in Viestal, die Universität als Stätte der Forschung und Lehre, Ansprache am Schlusse der Vorlesung über schweizerisches Bundesstaatsrecht,

Wandlung der demokratischen Ideen mit der Mahnung, der moderne Staat dürfe sich darüber nicht täuschen, daß heute sein gefährlichster Feind die Mißachtung von Recht und Gesetz sei. „Sie sind die Fundamente für das Gemeinschaftsleben wie für die Kultur, für das Staatsrecht wie für das Völkerrecht und dem Zitat aus Psalm 94,15: Recht muß Recht bleiben). — Fleiner wird nicht müde mit dem Bekenntnis zum Rechtsstaat. In der **Radioansprache an die Auslandsschweizer zum 1. August 1934** rief er aus: „Die schwerste Wunde, die der Weltkrieg dem Leben der europäischen Völker geschlagen hat, ist die Erschütterung des Rechtsbewußtseins. Der Satz, daß Gewalt vor Recht geht, ist aus der Welt nicht verschwunden und findet heute neue Verherrlicher. Er ist unser schlimmster Feind, denn unsere ganze internationale Stellung samt der Neutralität ist aufgebaut auf der Unverbrüchlichkeit der Rechtsordnung. Dafür müssen wir furchtlos eintreten um der Schweiz selbst willen, aber auch im Interesse des Wiederaufbaus des Rechtsgebantens in Europa“. — Das Jahr 1936 führte Fleiner nach Istanbul, wo er einen Vortrag über **Die politischen Grundlagen des modernen Verwaltungsrechtes** hielt und den Juristen die Aufgabe zuwies, die Schönheit und Größe derselben erkennen zu lernen und als die obersten Tugenden jeder wissenschaftlichen Jurisprudenz zu verfolgen: die Einfachheit und die Klarheit.

Fleiner war seit Keller und Bluntschli der erste schweizerische Jurist, der als Hochschullehrer in gleicher Weise in der Schweiz und in Deutschland zu weitreichender Wirkung und Anerkennung gelangte. Neben seinen bedeutendsten Leistungen, dem „Schweizerischen Bundesstaatsrecht“ und den „Institutionen des deutschen Verwaltungsrechtes“, das im vorhitlerischen Deutschland als das Lehrbuch dieser Disziplin galt, werden auch die „Ausgewählten Schriften und Reden“ diesem überzeugten Patrioten, den Giacometti mit Recht „das staatsrechtliche Gewissen unseres Landes“ nannte, dessen Interessen nicht nur das Gebiet des Rechts, sondern auch der übrigen Geisteswissenschaften und der Kunst, namentlich der Musik, umfaßten, ein bleibendes Andenken sichern.

Eugen Curti.

Die Schicksalsfrage des Abendlandes.

Eberhard Grisebach: Die Schicksalsfrage des Abendlandes. Verlag Paul Haupt, Bern 1942.

Wer das Glück hatte, zu Beginn dieses Jahrhunderts an einer Deutschen Universität studieren zu dürfen, konnte zwei Typen von Studenten unterscheiden. Die Einen wollten sich in einer Wissenschaft vertiefen und wählten die braven Universitäten: Theologen etwa Marburg, Philologen und Mathematiker durchwegs Göttingen. Zu diesem Typus gehörten fast alle Schweizer. Die Andern wollten großzügig studieren, gleich von vorneherein einen Überblick über das Leben gewinnen und sich zudem noch als Künstler betätigen. Diese zogen das freie Leben an Universitäten wie Heidelberg oder Jena vor. Man erkannte sie sofort an ihrem romantischen Wesen und faustischen Streben, etwa auch an ihrem schwärmerischen Blick. Sie wurden freilich von den Ersteren nicht ganz ernst genommen, weil man ihnen anmerkte, daß sie eine allzu große Scheu vor der Verunreinigung mit strenger wissenschaftlicher Arbeit hegten. Heute sind diese Studenten zu sechzigjährigen Professoren geworden und da mag es interessieren, was nach so vielen Jahren ein Heidelberger, wie der Verfasser des vorliegenden Buches, über seine Erkenntnisse berichtet.

In der Mitte des vorliegenden Buches bringt er seine eigene Studiengeschichte und der weitere Inhalt zeigt, daß er später seine Haltung nicht geändert hat. Was Faust in seinem ersten Monolog verkündigt, bestätigt der Verfasser in eindrucklicher Weise auf Grund langjähriger eigener Erfahrung. Er macht es sich nicht leicht mit seiner Aufgabe, er behandelt einen großen Teil der Wissenschaften mit Wohlwollen, besonders ausführlich die Soziologie, um stets zu demselben Urteil zu gelangen: Das genügt nicht. Sogar vor neuesten Erscheinungen, wie Werner Ilseman, Arnold Gehlen und vor allem Ferdinand Gonseth schreckt er nicht zurück; auch sie finden vor ihm keine Gnade. Denn alle unsere heutige Wissenschaft krankt daran, daß sie uns Sicherheit vortäuscht, wo in Wahrheit eine Krise vorhanden ist.

Der antike Mensch besaß noch den unmittelbaren Zusammenhang mit der Wirklichkeit und forschte aus wirklicher Verlegenheit. Das Gewissen war in ihm noch lebendig. Die Resultate wurden uns überliefert und es entstand die Humanität, leider aber ging die so wichtige Verlegenheit dabei verloren und der Europäer opferte auf dem Altar des Historismus seine Menschlichkeit.

Noch schlimmer steht es mit dem Christentum. Jesus selber findet die rückhaltlose Bewunderung des Verfassers und sein Leben wird kurz und hübsch beleuchtet. Aber die Kirche und die Theologen haben den christlichen Glauben in ein höchst angreifbares Christentum verwandelt. Wir sehen „die Päpste in London, Rom und Basel“ um ihre besondere Überlieferung streiten. Die Gottheit, welche heute auf dem Altar verehrt wird, ist der europäische Genius, die mythologisierte Vernunft. Die Urkräfte des Gewissens und Glaubens sind verschüttet durch Reflexionen, welche den Sinn der Grundlagen: der Klassik, des Christentums verkehrt haben. Zwar versucht die Psychologie, den Seelenbegriff in eine profane Wissenschaft hinüberzuretten, aber dieser Seelenmythos erweist sich als unecht.

Die geistigen Grundlagen Europas sind morsch geworden, und die permanente Krisis unserer Zeit besteht darin, daß wir nur eine Sprache kennen, diejenige unserer jeweiligen Spezialwissenschaft, daß wir es aber verjäumt haben, die Beziehungen zwischen den einzelnen Fachsprachen aufzunehmen und in wahrer Gemeinschaft zu arbeiten. So führt uns der Verfasser von Verlegenheit zu Verlegenheit und erweckt langsam unser schlummerndes Gewissen, bis wir uns nach dem erlösenden Wort zu sehnen beginnen. Er wird uns ein solches bieten, das können wir dem gentilen Menschen zutrauen, aber wir müssen bis zu den letzten zehn Seiten warten. Da lernen wir das Heilmittel kennen, es ist die erholtsame Arbeit. Wie eine Vision steht plötzlich Alt-Heidelberg vor uns; ja, es ist wahr: „Jede hastige Arbeit hat etwas zu verdecken“ und „die Erholung ist für den Europäer ein anstrengendes Problem geworden“. Aber es fehlt im Buch der Hinweis auf den Satz: *vita brevis, ars longa*.

Andreas Speiser.

Unter dem Lilienbanner.

Unter dem Lilienbanner. Memoiren des Barons von Besenval, Generalleutnant der königlichen Armeen, Oberstleutnant im Regiment Schweizergarde. Verlag Hallwag, Bern 1942.

Bei Buisson in Paris erschien im Jahre 1805 ein dreibändiges Memoirenwerk, dessen Verfasser, der Baron Joseph Viktor von Besenval, am 14. Oktober 1721 im Schlosse Waldegg bei Solothurn geboren worden war. Wie viele Eidgenossen begann er im Regiment Schweizergarde in französischen Diensten eine glanzvolle militärische Laufbahn. In der unmittelbaren Umgebung des Königs eingeführt, spielte er als Kavaliere und Politiker und später als Vertrauter der Königin Marie Antoinette eine beachtenswerte Rolle. Schließlich wurde er als Schriftsteller durch Novellen und die eingangs erwähnten Memoiren bekannt.

Die drei Berufe des Soldaten, Politikers und Schriftstellers, in ein und derselben Person vereinigt, sind es, welche seine Memoiren schon bald zu einer der wertvollsten Quellschriften des 18. Jahrhunderts werden ließen. Die literarischen Fähigkeiten Besenvals zeigen sich in der gefälligen Form seiner Memoiren, welche aus einzelnen in sich abgeschlossenen Kapiteln bestehend, als Ganzes uns das Bild seiner Zeit übermitteln. Die leichte Art zu schreiben, der angenehme und ansprechende Stil verraten den begabten Schriftsteller. Aus ihrem Inhalt erkennen wir einen klaren militärisch und politisch geschulten Blick.

Man darf nicht übersehen, daß Besenval einer sehr einseitig orientierten Umgebung angehörte, wie sie der französische Hof damals war. Er ist seit seiner frühesten Jugend darin aufgewachsen. Sein Vater war Oberst und Kommandant des Regiments Schweizergarde und stand auch als Diplomat im Dienste Ludwigs XV. Seine Mutter aus polnischem Adel war eine nahe Verwandte der Königin. Die Memoiren übermitteln uns das subjektive Urteil ihres Verfassers. Umso mehr überrascht uns das kritische, aber treffende Urteil über Volk und Land in Frankreich, im Besonderen über die militärischen und politischen Zustände.

Besenval hat den Niedergang des Hauses Bourbon früh erkannt und die kommenden Stürme der französischen Revolution vorausgesehen. Trotz dem nicht günstig lautenden Urteil über Ludwig XV. und trotzdem er Ludwig XVI. als schwachen und mißtrauischen Charakter schildert und von ihm sagt, er sei, ohne das geringste von Politik zu verstehen, zur Regierung gelangt, zeigt sich auch bei ihm jene damals vorherrschende Idee von der absoluten Unanfechtbarkeit des Monarchen, wenn er im Kapitel „Über die Gesellschaft der Könige“ und den persönlichen Umgang mit diesen schreibt: „Man kann sich vorstellen, unter welchem Zwang ein anständiger Mensch lebt, der sich im vertrauten Kreise eines Königs bewegt. Ist er doch ständig gezwungen, zu allem und zu jedem seine Zustimmung zu geben, alles zu entschuldigen und stets zu schweigen“. So versucht auch er auf die damals übliche Art in den Antichambres seinen politischen Einfluß geltend zu machen, besonders aber, indem er die ihm wohlgesinnte Königin beriet. „Sie behandelte mich mit sehr viel Güte und Vertrauen und sprach mit mir über alles, was sie interessierte“. Oder an anderer Stelle: „Auf meinen Rat hin arbeitete die Königin gegen Aiguillon“ (Minister des Äußeren und später Kriegsminister).

Vor allem aber war Besenval Soldat, Truppenführer und Erzieher. Als solcher findet er in Vallières „Treue und Ehre“ anerkennend Erwähnung. Er, der unerschrockene Draufgänger, verstand es, das Herz seiner Untergebenen zu gewinnen und sie führend in der Schlacht mitzureißen. Lebendig und fesselnd hat er Gefechte und Schlachten, an welchen er selbst aktiv teilgenommen hatte, in seinen Memoiren festgehalten. Erzieherische Fähigkeiten bewies er als Inspektor der Schweizerregimenter, eine Stellung, welche auf seine Anregung hin geschaffen worden war. Damals standen in Frankreich außer dem Regiment Schweizergarde noch 22 weitere Bataillone Schweizertruppen im Dienste Frankreichs. Auch diese, seine erzieherische Tätigkeit, erwähnt er eingehend im Kapitel über die Schweizer Regimenter. Die bedeutende militärische Stellung, welche Besenval später als Kommandant der inneren Provinzen Frankreichs einnahm und die umsichtige Tapferkeit, mit welcher er bei den ersten Unruhen der beginnenden Revolution seinen Posten versah, ließen ihn eines der ersten Opfer werden. Dank der Einsprache des ihm wohlgesinnten und volkstümlichen Ministers Necker wurde er im Prozeß freigesprochen. Die lange Haft aber hatte den schon 70jährigen Mann gesundheitlich gebrochen. Mit dem Kapitel über seinen Prozeß enden die so hochinteressanten Memoiren.

Die vorliegende deutsche Übersetzung enthält nicht die vollständige Wiedergabe des gesamten Werkes. Sie beschränkt sich auf eine Anzahl ausgewählter und zum Teil gekürzter Kapitel und läßt jenen Ballast weg, von welchem Besenval als Kind seiner gezierten Zeit nicht frei sein konnte, jenen intimen und kleinlichen Hofklatz nämlich, welcher für die Gesellschaftsschicht, der er angehört hatte, kennzeichnend war. Übersetzung und Auswahl aber sind so gut, daß wir auch für die derart gekürzte Ausgabe füglich, wie Stendhal für die ursprüngliche gesagt hatte, sagen dürfen: „Ich liebe die Memoiren von Besenval, man findet darin den Franzosen von 1770 und den Hof Ludwigs XVI“.

H. U. von Erlach.

Rotes Kreuz.

Man könnte sich vielleicht fragen, ob es überhaupt nötig sei, die Literatur über das Rote Kreuz noch zu vermehren, ist es doch eine Institution, von der jedermann weiß und deren Bedeutung viele wieder neu erkannt haben seit dem September 1939. Aber gerade weil wir von dem Wert und den unschätzbaren Diensten des Roten Kreuzes zutiefst überzeugt sind, ist es vielen ein Bedürfnis, von seiner Entstehung, seinem Wesen und seinem Wachstum Näheres zu erfahren. Im Buche: **Max Huber: Rotes Kreuz. Grundzüge und Probleme (Atlantis Verlag, Zürich 1941)** geschieht dies von berufener Seite. Prof. Max Huber, der langjährige Präsident des Internationalen Komitees, der nicht bloß aus reicher praktischer Erfahrung heraus reden, sondern auch als Lehrer des Völkerrechts den juristischen Hintergrund aufzeigen kann, orientiert über „Grundsätze und Pro-

bleme“. Das Buch stellt eine Sammlung von zwölf Aufsätzen und Reden dar, die der Verfasser bei verschiedenen Anlässen, nationalen und internationalen, vom fernen Westen bis zum weiten Osten vor fürstlichen Hörern sowohl als auch vor Pressevertretern einer ausländischen Großmacht oder dem Publikum im eigenen Lande gehalten hat. Durch all die einzelnen Abschnitte geht die Hauptidee: daß Rote Kreuz kann seine Arbeit nur dann auf der breiten internationalen Basis tun, wenn es strikte Neutralität einhält; sie ist die Grundlage des ganzen Wertes. Richtig verstandene Neutralität ist nicht ein passives Beiseitestehen, sondern vielmehr ein höchst aktives Eintreten überall da, wo keine oder bloß ungenügende Hilfe geleistet wird. Es geht darin in den Fußstapfen seines Gründers, Henri Dunant, den die große Not auf dem Schlachtfeld zu einem Hilfswerk drängte, für das er sein Leben einsetzte.

Neben dem Grundsatz strenger Neutralität gilt für das Rote Kreuz der vollkommen unpolitische Charakter. Huber beleuchtet das Problem, ob das Rote Kreuz bei internationalen Spannungen direkt für den Frieden eintreten könnte, wie es schon von verschiedenen Seiten gewünscht worden sei. Am ehesten käme das Internationale Komitee für die Aufgabe in Betracht, weil seine Mitglieder alle am gleichen Ort, in Genf, wohnen. Doch der Verfasser zeigt die Gefahr eines solchen Unternehmens für das gesamte Werk auf. Da die Meinungen der Völker über die Aufrechterhaltung des Friedens auseinandergehen, da weltanschauliche und politische Momente in Betracht gezogen werden müssen, würde leicht eine Spaltung innerhalb des Gesamtwerkes eintreten, die seine ganze Arbeit in Frage stellen könnte. Huber sieht einen andern, weit sichereren Weg zur Friedensarbeit des Roten Kreuzes: es lehrt und schult die Jugend zu selbstlosem Dienst am Nächsten und vereint Männer und Frauen aller Nationen, aller Rassen und aller Klassen in seinem großen Hilfswerk.

Wenn die Schweiz die finanzielle Hauptlast des Werkes trägt, so tut sie dies aus einem Gefühl der Pflicht der Neutralität unseres Landes gegenüber. Sie drückt damit aber auch den Dank dafür aus, daß von unserm, vom Krieg verschonten Lande, Hilfe geleistet werden darf. „Gemessen an der Größe dieser Dankeschuld ist alles, was wir tun, klein. Das Schweizervolk wird deshalb freudig die Hauptlast dieses Hilfswerkes weiterhin tragen.“

Ein Buch, in dem wir den Gründer des Roten Kreuzes kennen und lieben lernen, schenkt uns der Genfer Fernand Gigon.

Fernand Gigon: Henri Dunant. Der Schöpfer des Roten Kreuzes. Ein Lebensbild. Rascher Verlag, Zürich und Leipzig 1942.

Wer das bekannte Altersbildnis Henri Dunants anschaut, dieses abgeklärte Greisengesicht, aus dem zwei gültige Augen leuchten und das von einem langen weißen Bart umrahmt ist, würde kaum vermuten, daß das Leben dieses Mannes von unendlich vielen und schweren Stürmen durchtobt war, die schließlich auf Jahre hinaus das Vertrauen dieses Menschenfreunds in seine Mitmenschen erschütterte. Gigon hat in der vorliegenden Biographie den ganzen Menschen zu erfassen versucht. Nicht die an sich schon wertvolle Tatsache, daß dem Biographen unveröffentlichte Dokumente zur Verfügung standen, machen den Wert des Buches aus. Daß Gigon nicht davor zurückschreckte, mit rückhaltloser Offenheit auch all die Härten und Schwierigkeiten in der starken Kämpfernatur Dunants aufzuzeigen, daß er uns den Menschen in seinem Widerspruch vor Augen führt, das macht diese Lebensgeschichte vor allem lesenswert. Obwohl zwar der Verfasser auch die negativen Seiten herausstellt, atmet das Werk doch keine kühle, distanzierte Objektivität, es ist vielmehr erfüllt von der Liebe des Biographen zu dem Manne, der gelebt und gelitten hat für seine große Idee.

Der Verfasser läßt uns Dunants frühes Interesse für seine leidenden Mitmenschen aus dem Milieu verstehen, dem er entstammt. In seinem streng calvinistischen Elternhaus hatte schon der Knabe den Tun von Vater und Mutter den Dienst am Bruder praktisch kennen gelernt, und der Ahtzehnjährige besuchte bereits Gefangene und reorganisierte eine Gesellschaft für Almosenspenden im Sinne einer strafferen Zentralisation. Drei Jahre später reiste der junge Genfer in Holland, Belgien und Frankreich, um überall christliche Jungmännervereine ins Leben zu

rufen. Als Sohn der regen Handelsstadt an der Rhône wählte Dunant die kaufmännische Laufbahn. Er beteiligte sich an einem Unternehmen in Algier, das ihm viele Enttäuschungen und seiner Familie bedeutende finanzielle Verluste brachte. Aber gerade geschäftliche Angelegenheiten führten ihn 1859 nach Solferino, den Ort des Schreckens, wo eine blutige Schlacht tobte und Tausende von Verwundeten unter der heißen Junisonne schmachteten, ohne daß sich jemand um sie gekümmert hätte. Da brach Dunants Helferwille mit elementarer Kraft durch. Er mobilisierte die Zivilbevölkerung, stellte englische Touristen, einen französischen Journalisten und wen er bekommen konnte, zur Hilfe an. Er selber arbeitete Tag und Nacht unter übermenschlicher Anstrengung: er pflegte Verwundete, schrieb Briefe an die Angehörigen sterbender Soldaten, organisierte die freiwilligen Samariter und verhandelte mit dem französischen Oberkommando. Der Niederschlag all seines furchtbaren Erlebens auf den Schlachtfeldern Oberitaliens in den Sommerwochen des Jahres 1859 war die Schrift: „Un souvenir de Solferino“, die, ins Deutsche und Englische übersetzt, den Rotkreuzgedanken in die Welt trug. Aber er wollte die durch sein Buch aufgeweckte Menschheit nicht mehr ruhen lassen, bis sie sich zur Hilfe an den Kriegsverwundeten verpflichtet hatte. Seine Pläne nahmen immer größern Umfang an: die Neutralisierung der Schlachtfelder sollte erreicht werden. Der rastlose Eifer für seine Sache führte Dunant an europäische Fürstenhöfe. Aber der Weg bis zur Unterzeichnung der Genfer Konvention vom 22. August 1864 verlief nicht eben und geradlinig. Von allen Widerständen, die sich ihm entgegenstellten, waren die, welche ihm Mitglieder des Genfer Komitees in den Weg legten, am schwersten zu ertragen, weil sie einer persönlichen Gegnerschaft entsprangen. Während Dunant der großen Sache des Roten Kreuzes zum Durchbruch verhalf, machte er als Geschäftsmann bankrott, und damit galt er für die Genfer Gesellschaft als erledigt. Jahre der größten Entbehrungen folgten. Der Mann, der so oft in den Adelskreisen der verschiedenen Länder den Mittelpunkt gebildet hatte, hungerte und fror in einer elenden Dachkammer in Paris. Härter aber als bittere Armut, war sein Kampf gegen den Haß. Und doch brach seine Liebe zu den Menschen immer wieder durch. In den letzten Lebensjahren, die er friedlich in Heiden verlebte, verfolgte er mit Interesse alle Bestrebungen, die dem Frieden galten.

Gigons Buch, das sich durch seine Gründlichkeit von den zahlreichen Publikationen über Dunant unterscheidet, bildet eine Bereicherung der Rotkreuz-Literatur.

Der Unterstützung der Rotkreuzsache dient auch der alljährlich erscheinende „Schweizer Rotkreuz-Kalender“. Er ist dieses Jahr wiederum gediegen ausgestattet. In Bild und Text wird dem Leser ein Stück Heimatgeschichte übermittelt. Daneben erfährt er etwas aus der Arbeit des Roten Kreuzes und von den Persönlichkeiten, die sich in besonderer Weise für die Sache einsetzen. Dieser volkstümliche Kalender wirkt durch den echt schweizerischen Geist in seiner Mannigfaltigkeit doch einheitlich.

M. Greiner.

Gedichte.

Die neuesten Schweizer Dichter sind meistens visuell; ihre Poesie ist selten liebhaft, sondern berührt sich mit der Ballade. Zwar nennt Hans Rhyn seine Gedichte **Tag und Traum** (Verlag Francke, Bern 1941). Aber hinter den „Dingen“, die er besingt, verrät sich eine geheimnisvolle Spannung, sei es durch ein winziges Fetzchen schwarzen Luchses, das am rostigen Nagel der morschen Bank hängen blieb, oder einen frischen Trauerkranz an Stelle des Gewehres an der Wand. Wie die epische Poesie liebt das Gedicht Rhyns formelhafte Wendungen. Durch gewollte Dunkelheit regt es die Phantasie zu einer Ausdeutung an. Biographische Gedichte, die in der Stoffwahl an C. F. Meyer erinnern, wechseln ab mit zarten Blumenlegenden. Von nun an ist den Dingen selbst Sprache verliehen: Das Gräslein spricht — Das Boot träumt —, wenn auch der Schatten des Menschen durch die Bekenntnisse der Dinge weht. Aber ein inniges Wiegenlied bringt Rhyn schließlich zur unmittelbaren Lyrik vor. In Leid und Schmerzen will sich die Seele zu frommer Reinheit verklären:

Silender Wolken huschende Schatten
 Dunkeln die Wälder, dunkeln die Matten,
 Kommen und kommen und gehen —
 Berwehen.
 Herr, laß mich nicht Schatten sein.
 Heiße mich Wolke:
 Gieße mich aus und verströme mein Leben —
 Aber im Geben!

Unter den gedankenschweren Gedichten **Konrad Nieders: Die Insel** (Hans Feuz Verlag, Bern 1941) prägt sich vor allem die Gruppe „Erzählend“ ein, darunter „Der Knabe und der Teich“. Der Dämon des Teiches listet dem Knaben einen Funkselstein ab und bereitet dem zornentbrannten Betrogenen in seiner Tiefe den Totenschrein. Noch packender ist die Lenzfahrt des schwarzen Todes und seiner Begleiterin in die Berge (Der erste Gast). In kurzen Reimpaaren entsteht eine Vorfrühlingslandschaft, auf deren Hintergrund sich in knappem Dialog die Szene abspielt, wie der ahnungslose, über einen Besuch erfreute Bauer von der Pest erfaßt und hingerafft wird. Alle Dorfgenossen folgen.

Frau Tödin schwingt den Besen ab
 Und wischt des Schnitters Mahd ins Grab,
 Sorgt endlich sich um Grabgeläut —
 Doch niemand hört es weit und breit.

Der Schluß des Bändchens ballt sich zu farbigen Traumvisionen in Prosa. Die Vorstellung wiederholt sich, daß der Dichter unabhängig von irdischen und höhern Mächten sich seinem Traumleben hingebt.

„Niemand, glaube ich“, sagt Nieder, „hat den Traum mehr geliebt, ausgetostet und, ihn brüderlich erhebend, zum zweiten Selbst gemacht als die Dichter der Romantik. Ihnen wurde der Traum vollends zur Wirklichkeit und die Wirklichkeit zum Traume, wie sie strahlend verkündeten. Das irdische Leid ist ihnen ganz im Traume aufgegangen, daß ihre Tränen, die Schmerzenstränen hätten sein sollen, sich in Lusttränen verwandelten.“ (Der Traum.) Dennoch ist Nieder kein weltflüchtiger Romantiker. Er stößt vom endlich erreichten Ziel der Sehnsucht, wo menschgebundene Dualen weichen, wieder ab, um Mensch unter Menschen zu sein. (Die Insel.)

Georg Thüerer, Mein blauer Kalender (Atlantis Verlag, Zürich 1941) geht, wie der Stimmungsdichter, gerne von einem Landschaftsbilde aus; das in der Natur Wahrgenommene fügt sich ihm zu einer überraschend neuen Ansicht. Zuweilen ist darin ein krauser Weg, dem zu folgen Mühe macht; manchmal aber klingt es schlicht und markig wie ein Volkslied aus seiner Landschaft. Dem Acker der Heimat und Gottesliebe entsprossen die Blumen des Dichters, über denen die Sterne leuchten. Zwölf Sternbilder eigener Prägung bilden den Rahmen seiner vermischten Gedichte.

Die Silberalp beriejeln
 Gewässer Mondenschein,
 Aus meiner Heimat Kiejeln
 Wird Erz und Edelstein.

Eine mehr auf den Klang als auf die Schau eingestellte Natur ist **Walter Dietiker. Noch strahlt das Licht**. (Eigenverlag des Verfassers, Marienstr. 21, Basel 1941). Mehrere Gedichte tragen den Untertitel „Kantate“. Ein altmeisterlicher Klang, der gelegentlich an Eichendorff gemahnt, wirbt bald dunkel, bald hell um unser Gehör. Der Einfluss „Häuser und Menschen“ rankt sich um das alte Bern, dem samt seinem Kreisgesangsverband die Sammlung gewidmet ist.

Das Haus steht dunkel in der Nacht,
 Rein sichtbar Licht ist mehr entfacht.
 Nun taucht ein Scheiblein auf am Haus,
 Am Giebel schimmert's, dann löscht's aus,
 Löscht wie der Seufzer einer Magd,
 Die noch ein müdes Wort gesagt. (Das späte Licht.)

Milde Abendglut liegt über den Bergen und weckt die Hoffnung auf ein ewiges Morgenlicht.

Von verdämmernden Hügeln mit dem Ausblick auf das Jenseits steigt man hinunter in den bunten Alltag mit **Hedwig Egger-von Moos**. **Es Härz voll Sunnä**, Gedicht und Sprich us Obwalde. (Verlag Räber & Cie., Luzern 1941.) Gut ein Drittel der Gedichte ist Gelegenheitspoesie für den Hausgebrauch. Ungekünstelt, ja mitunter derb, sprudelt die Mundart in volkstümlichen Wendungen. Manches Wort muß der Miteidgenosse im beigegebenen Vokabular nachschlagen. Eine stolze Mutter, eine Frau, die das Herz auf dem rechten Fleck hat und sich resolut und humorvoll mit Erde und Himmel auseinandersetzt, tritt uns vertraut und liebenswert entgegen, gleich dem Obwaldner Trachtenmädchen mit dem runden Henkelkorb voll Rosen auf der hübschen Einbandzeichnung von Margrit Schill, das zu sprechen scheint:

Es fiißers, warms und gmielichs Heim
mit Goofä uisgstaffiert,
Ist doch uf dära Fohelwäld
Das Best, wo äzisiert.

Es hat seine eigene Bewandnis mit Gedichtübertragungen aus einer Fremdsprache. **August Corrodi**. **Robert Burns Liedli** schweizerdeutsch. (Bim Rascher Verlag z'Züri, 1940) behauptet: „Nicht das meiste, aber vieles bei ihm (Burns) läßt sich nur ins Schweizerdeutsch, präziser nur ins Zürcherdeutsch unbeschädigt übertragen, wird in hochdeutscher Küche zubereitet, manchmal geradezu ungenießbar.“ Eine Übersetzung von Gedichten nimmt die seelische Färbung des Vermittlers an. Der uns als Verfasser von Jugendschriften von Otto v. Greherz wieder vorgestellte Onkel August unserer Großeltern, formt den volkstümlichen schottischen Dichter in seiner Auswahl durch Unterstreichen des Derb-Scherzhaften leicht um, wie er sich auch kleine Textänderungen erlaubt, um den Schotten als Schweizer zu kostümieren. Corrodis engerer Landsmann und Zeitgenosse, der unglückliche Heinrich Leuthold, hat zum Teil dieselben Burnslieder in anderm Geiste ins gescholtene Hochdeutsch übersezt. Er hat seine vollendete Verssprache nur denjenigen Liedern angedeihen lassen, die durch Tiefe des Gefühls und die Schönheit ihres Motivs hervorragen. Indem er im allgemeinen sinnetreuer als Corrodi überträgt, hat er den genialischen Schotten durch seine Kunst geadelt. Corrodi trägt vor:

Sie hätmi z'underobsi gmacht,
Berruckt — Warum?, Hä, weißi 's gnau?
Wol, friili wol: sid gester z'nacht
Ist alles i mer dunkelblau.
I will mi fassen i giduld,
'E cha sy, es grathmer na — nu schlau! —
Und ginggets, stirbi dra —: sind d' schuld
Diesäben Auge, dunkelblau.

Leuthold singt:

Sie lachte, sprach . . . hin war mein Herz —
Wieso? ich weiß es nicht genau;
Mich trafen wie ein schneidend Erz
Zwei schöne Augen, lieb und blau.
Nun laßt mich flehn um ihre Huld;
Doch o! begegnet sie mir rauh,
Dann sind an meinem Tode schuld
Zwei schöne Augen, lieb und blau.

Die beiden Übertragungen spiegeln zwei grundverschiedene Charaktere und Schicksale.

Für sich allein betrachtet — und darauf darf das blaue goldbedruckte Corrodi-bändchen wohl Anspruch machen — sind die rhythmisch beschwingten, mit charakteristischen Dialektwörtern gespickten Lieder eine Bereicherung unserer Mundartliteratur.

Noch immer gibt es den hungernden deutschen Poeten, der vom Ruffe der Muse berührt, die Welt farbiger, beziehungsvoller erschaut als der gewöhnliche Mensch. **Heinrich Versch, Briefe und Gedichte**, herausgegeben von Christian Jenßen (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1939), zeigen ein unablässiges Ringen mit den trüben Fluten von Schulden und Krankheit. Als Versch endlich Anerkennung findet, rafft ihn der Tod hinweg († 1936). Kesselschmied und Dichter zugleich, nahm der 1889 Geborene am Weltkrieg teil. Als Arbeiter auf der Walz und als Vortragender durchreiste er, von einem unruhigen Temperament getrieben, das Deutsche Reich. Versöhnlich blaut der südliche Himmel Italiens und Griechenlands über einige Spannen seiner Lebenszeit. Die spontanen Briefe Verschs sind von großer Frische und Unmittelbarkeit. Trotzdem sie sich zumeist auf Persönliches und Literarisches beschränken, fesseln sie in hohem Grade, weil uns im geheizten Arbeiterdichter eine tief poetisch empfindende, sich großzügig an andere verschenkende Persönlichkeit entgegentritt.

Helene Meyer.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

- Albius Tibullus:** Lied des Friedens. Elegie I/X, Lateinisch und Deutsch. Übersetzung und Geleitwort von Walter Wili. Benno Schwabe, Basel 1942. Fr. 15.—.
- Baumgarten:** Moritz von Sachsen, der Gegenspieler Karls V. Paul Neff, Berlin-Lichterfelde-Dst 1942.
- Bolliger, Alfred:** Bilderatlas zur Kulturgeschichte. 3. Teil: Der abendländische Kulturkreis. Neuzeit. H. N. Sauerländer, Aarau 1942. 12 Seiten Text und 100 Abbildungen.
- des Cars, Guy:** Der unbekannte Offizier. Kriegsroman. Übertragung aus dem Französischen. Verlag Hallwag, Bern 1942. 207 Seiten, Fr. 5.80.
- Carl von Clausewitz:** Politisches Soldatentum. Aus seinen Schriften ausgewählt von Walter Falz. Nibelungen-Verlag, Berlin 1942. 64 Seiten und 6 Bildtafeln.
- Däniker, Gustav:** Vom Einfluß der Kriegsmittel auf die Kriegführung. Verlag Hallwag, Bern 1942. 61 Seiten.
- Dominik, Hans:** Kautschuk. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1941. 240 Seiten.
- Durrer, Werner:** Eidgenossen beider Konfessionen über Bruder Klaus. Key-Verlag, Luzern 1942. 104 Seiten.
- Fehr, Karl:** Jeremias Gotthelfs Schwarze Spinne als christlicher Mythos. Untersuchungen zu den Gestaltungsgesetzen des Dichters. Max Niehans, Zürich 1942. 74 Seiten, Fr. 3.20.
- Guggisberg, Kurt:** Der Freie Protestantismus. Eine Einführung. Paul Haupt, Bern 1942. 193 Seiten, Fr. 4.80.
- Häberlin, Paul:** Leitfaden der Psychologie. 2., umgearbeitete Auflage. Huber, Frauenfeld 1941. 104 Seiten, Fr. 3.80.
- Helwig, Werner:** Raubfischer in Hellas. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1941. 267 Seiten.
- Huch, Ricarda:** Der Fall Deruga. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1942. 291 Seiten.
- Küffer, Seltor:** Vom Einen zum Andern. Gedichte. Hans Feuz, Bern 1942. 94 Seiten.
- Löns, Hermann:** Der Wehrwolf. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1942. 263 Seiten.
- von Moos, Herbert und Endres, Franz Carl:** Das große Weltgeschehen. Band III, Lieferung 5 und 6. Hallwag, Bern 1942. 36 und 32 Seiten.
- Rigg, Walter:** Religiöse Denker: Kierkegaard, Dostojewski, Nietzsche, Van Gogh. Paul Haupt, Bern 1942. 400 Seiten, Fr. 12.—.
- Raschke, Martin:** Die ungleichen Schwestern. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1941. 317 Seiten.
- Richtli, Anna:** Das Unwägbare. Friedr. Reinhardt, Basel 1942. 127 Seiten, Fr. 2.50.

- Tanner, Robert:** Familien-Erziehung im Werke Jeremias Gotthelfs. Verlag Dr. J. Weiß, Affoltern a. A. 1942. 101 Seiten.
- Tolstoi, Leo:** Krieg und Frieden. Roman. Mit einem Geleitwort von Eduard Krorodi. Übersetzt aus dem Russischen von Erich Boehme. Alfred Scherz, Bern 1942. 2 Bände. 1064 und 1056 Seiten.
- 40 Jahre Freie Vereinigung Gleichgesinnter 1901—1941.** Luzern 1942. 71 Seiten.
- Zellweger, Eberhard:** Das vierfache Wunder. Verlag Heinr. Majer, Basel 1940. 87 Seiten, Fr. 2.40.
- Zollinger, Walter:** Die Inflationstheorie auf Irrwegen. Huber, Frauenfeld 1942. 176 Seiten, Fr. 5.40.
- Zwingli-Kalender 1943.** Herausgegeben von einem Kreis Zürcherischer Pfarrer. Friedrich Reinhardt, Basel 1942. 100 Seiten, Fr. 1.—.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann von Sprecher, Zürich, Postfach Fraumünster, Tel. 4 46 26. Verlag und Versand: Zürich 2, Stöckerstrasse 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stöckerstrasse 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

Neuerscheinung

Die Werke der Baumeister Grubenmann

Eine baugeschichtliche und bautechnische Forschungsarbeit

Von Dr. ing. Jos. Killer

192 Seiten mit 125 Abb. und 1 Tafel. Gebunden Fr. 12.--

Die erfreulichen Subskriptionserfolge und das Interesse und die Unterstützung bei der Herausgabe von seiten verschiedener namhafter Verbände versprechen guten Absatz.

Verlag A. G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2